



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

Gespräch mit Olga Martynova

Hofmann, Tatjana ; Martynova, Olga

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-183731>

Journal Article

Accepted Version

Originally published at:

Hofmann, Tatjana; Martynova, Olga (2019). Gespräch mit Olga Martynova. Manuskripte : Zeitschrift für Literatur, 225:132-138.

Tatjana Hofmann

Gespräch mit Olga Martynova

„Ich kritisiere nicht, ich versuche die Verblödung der Welt – auch meine eigene – zu erforschen.“

Die Dichterin, Publizistin und Romanautorin Olga Martynova stammt aus Petersburg und lebt seit 1991 in Frankfurt am Main. Mit ihrem Mann Oleg Jurjew, der 2018 verstorben ist, gehört sie zu den bemerkenswertesten literarischen Stimmen der Gegenwart. Ihr Werk vermittelt ein Russland jenseits der Politik.

ZWISCHEN DEN SPRACHEN, ZWISCHEN DEN KULTUREN

In der Sowjetunion gehörten Sie dem Untergrund an. Wie würden Sie Ihre Position im literarischen Betrieb heute beschreiben?

Ich bin mir nicht sicher, ob „Untergrund“ das richtige Wort dafür ist. Das war auch keine Subkultur, sondern ein Kreis der inoffiziellen Literatur, die nichts mit dem staatlichen, in erster Linie ästhetisch zensierten, Literaturbetrieb zu tun haben wollten. Das war auch ein Verzicht auf Privilegien, die die offiziellen sowjetischen Schriftsteller genossen haben. Oleg Jurjew und ich haben damals einen eigenen Kreis gebildet und zusammen mit Valery Schubinsky und noch ein paar Kollegen die inoffizielle Gruppe *Kamera Chranenija* gegründet. Das war unser lokaler Literaturbetrieb. Wir haben lange Zeit zuerst einen Verlag und später eine Internetseite unter diesem Namen geführt, die heute eine Online-Bibliothek ist: <http://www.newkamera.de/index.html>. Ich glaube, all das war eine gute Lebensschule. Die innere Unabhängigkeit war für uns immer sehr wichtig. Nach Oleg Jurjews Tod am 5. Juli 2018 versuche ich, diese unabhängige Haltung zu bewahren, das Gefühl der inneren Freiheit nicht zu verlieren.

Es fasziniert mich, dass Sie sowohl auf Deutsch als auch auf Russisch schreiben. Wie treffen Sie die Wahl und was passiert mit der anderen Sprache?

Etwas entsteht im Kopf: Eine Zeile, ein Satz, eine Formulierung, und es entsteht gleich in der einen oder in der anderen Sprache. Es kann auch ein Bild sein, ein bloßes Bild hat eine bestimmte sprachliche Umgebung. So gesehen ist das gar keine Wahl.

Vielleicht kann man das mit einem Gespräch vergleichen: Zwei Menschen sprechen miteinander. Aber es spricht, wenn sie eine höfliche und gegenseitig aufmerksame Unterhaltung führen, immer jeweils nur einer von zweien. Der andere ist aber trotzdem Teil des Gesprächs.

Taucht mit der jeweiligen Sprache der Intertext der jeweiligen Literatur auf?

Nein. Das ist irgendwie seltsam, aber in dem Moment, in dem ich auf Russisch über einen Text nachdenke, kann ein deutsches Zitat, das ich eigentlich nur auf Deutsch kenne, plötzlich auf Russisch auftauchen. Und vice versa. Es gibt keine Trennlinie zwischen den Literaturen in meinem Kopf, keine Grenze.

Welche ist ihnen näher?

Gleich nah, ich liebe beide Sprachen.

Ist die Migration für Sie ein harter Einschnitt gewesen?

Wir sind relativ zufällig in Deutschland gelandet. Eher steckengeblieben. Und haben uns immer in beiden Kulturen gleich präsent gefühlt – oder sie sich in uns.

Wie würden Sie Ihre kulturelle Identität beschreiben, vielleicht auch deren Wandel?

Irgendwann ist mir eingefallen, dass meine Heimat Russland ist und mein Zuhause Deutschland. Als Oleg Jurjew und ich 1991 nach Deutschland gekommen waren, sah die Welt so aus, als würde man konfliktfrei in zwei Kulturen leben können.

Die gesamte Situation erlaubte Oleg Jurjew, wenn er interviewt wurde und gefragt, warum wir uns eigentlich in Deutschland aufhalten, zu antworten: Warum fragen Sie, sagen wir, Handke nicht, wieso er in Frankreich lebt. Und das schien den meisten einleuchtend. An diesem Beispiel sieht man, wie anders die Welt inzwischen geworden ist. Aber ich will nicht darauf verzichten, mich zu beiden Welten zugehörig zu fühlen, ich will keiner der Kulturen meine Loyalität absprechen.

Welche Rolle spielen dabei die Orte, in denen Sie längere Zeit gelebt haben, und ihre Geschichte? Und welche Rolle spielen familiäre Wurzeln?

Sie sind alle da, bei mir, in mir.

Wenn ich das fragen darf: Wie balancieren Sie das Russische, Sowjetische, Jüdische und Deutsche im Alltag und in Ihrem Schreiben aus?

Ich habe das nie als Problem empfunden. Ich vertrete nur mich selbst. Wenigstens hoffe ich, dass ich nur mich selbst vertrete.

Sind für Sie AutorInnen mit migrantischem Hintergrund relevante Bezugsgrößen?

Ich unterscheide Autoren nicht nach biographischen Merkmalen. Ich glaube, ein Autor kann sich jeden Tag einer anderen Tradition zugehörig fühlen, je nachdem, was ihn gerade innerlich beschäftigt. Nach Oleg Jurjews Tod fühle ich mich am stärksten der Tradition zugehörig, die sich mit dem Tod eines geliebten Menschen auseinandersetzt, sei es die Orpheus-Geschichte bei Vergil oder Ovid, sei es „Hymnen an die Nacht“ von Novalis, seien es die Tagebuchaufzeichnungen von Elias Canetti.

Ist Schreiben für Sie überhaupt Arbeit?

Das ist eine sehr berechtigte Frage. Es fällt mir schwer, das Schreiben als Arbeit zu bezeichnen. Das ist eine Lebensart, irgendwie ist dem Schreiben alles untergeordnet, außer natürlich menschliche Beziehungen, die das Wichtigste sind, was Menschen haben können. Ich glaube, auch Einsiedler würden das anerkennen. Ein Einsiedler befindet sich mit der ganzen Welt in einer persönlichen Beziehung, wir dagegen nur mit einigen Verwandten und Freunden. Ich denke nach, lese, frage mich, wie es mir früher gelungen ist, etwas zu schreiben. Dann passiert etwas, was man nicht beschreiben kann, und man ist plötzlich in der Lage, etwas zu schreiben; dann korrigiert man den Text und will sich von dem Text nicht trennen. Und wieder das Gleiche von vorne.

Darf ich fragen, wie ist die Erfahrung eines „Dichterpaares“ – das Zusammenleben mit einem ebenfalls originellen Autor, Ihrem Mann Oleg Jurjew, – in Ihr Werk eingegangen?

Oleg Jurjew war und ist das wichtigste Ereignis meines Lebens. Ich kann ihn auch als meinen Lehrer bezeichnen. Er hat meine Vorstellung vom Schreiben am meisten beeinflusst, aber nie hat das dazu geführt, dass ich ähnlich schreiben würde wie er. Er war sehr aufmerksam für die Eigenschaften anderer Autoren und konnte gute Ratschläge geben, die nie autoritär waren. Er hatte das absolute Gehör für das Wort und hat die Stärken und die Schwächen eines Textes gleich gesehen. Wir standen immer im Austausch, haben uns gegenseitig alles gezeigt, alles besprochen. Das war so natürlich wie die Luft zum Atmen. Jetzt fehlt mir das wie die Luft zum Atmen.

Kommt Ihnen journalistisches Arbeiten entgegen, im Sinne eines Dialogs mit Ihrer Leserschaft?

Ja, es ist mir wichtig, ab und zu direkt mit der Leserschaft zu sprechen, und ja, Sie haben Recht, das schafft man, wenn man für eine Tageszeitung oder eine Zeitschrift schreibt. Denn bei einem literarischen Schreiben hat man nur den Text als Sinn und Zweck des Schreibens vor Augen, keine Leser.

Mir scheint es, Sie schreiben gegen das historisch und in den letzten Jahren politisch bedingte Auseinanderdriften zwischen dem deutschsprachigen Raum und Russland an. Welche Probleme benötigen besondere Beachtung?

Ich glauben, dass am gefährlichsten ist, dass Menschen alte, jahrhundertealte Ressentiments wieder aufnehmen, ohne das bewusst zu verstehen.

Welche Rolle spielt Russlands Wandel seit den 1990er Jahren?

Die ganze Welt befindet sich im Wandel. Ich glaube, wir können nicht von Russlands Wandel unabhängig von den globalen Prozessen sprechen. Welche Rolle all das für mich spielt? Ich werde immer pessimistischer, aber auch irgendwie ruhiger. Ich sehe, wie wenig wir voraussehen oder beeinflussen oder verhindern können. Der Gang der Geschichte ist selbständig.

Inwiefern verstehen Sie sich selbst als Kulturvermittlerin?

Das ist ganz einfach. Ich versuche auf Werke und Autoren russischer Sprache, die mir wichtig sind, aufmerksam zu machen.

Ihr Lieblingsgenre scheint der Essay zu sein, oder?

Nein, mein Lieblingsgenre sind Gedichte. Vor kurzem habe ich das in einer Poetikvorlesung so formuliert: „Sie erweitern den Raum des Denkbaren. DESHALB wird die Menschheit dumm und platt werden, wenn Lyrik nicht mehr da ist, sage ich, trotz meines Vorhabens, die Lyrik nie zu verteidigen, als wären wir – Autoren und Leser – Armenhausbewohner, die die Welt um Almosen und Gnade bitten.“

„DUMMHEIT DER STUNDE“

In ihrem jüngsten Buch findet sich ein Essay über den Essay („Probleme der Essayistik“). Auch Ihre Romane haben fragmentarische Züge. Hat sich der Roman als solcher überlebt?

Seit Anfang des Modernismus, der nahtlos aus den großen realistischen Romanen entstand, spricht man darüber, ob es noch möglich ist, über erfundene Figuren im Ernst zu schreiben. Bereits Lew Tolstoj hat angefangen, darüber zu reden. Die Frage interessiert mich. Ich glaube aber, dass der Roman, der im 20. Jahrhundert solche Transformationen erlebt hat, dass er kaum definierbar geworden ist, doch eine Form ist, die noch trägt.

Mir fällt neben Ihren Beobachtungen und Argumenten Ihre Sprache auf – sie ist unaufgeregt, fast beruhigend. Wie kriegen Sie das nur hin?

Es freut mich, dass meine Stimme ruhig klingt. Ich habe keine besondere Hoffnung, jemanden zu überzeugen. Ich empfinde es als meine Pflicht, etwas zu sagen. Wie es wahrgenommen wird, das kann ich nicht beeinflussen.

Ihrem ausbalancierten Ton steht der anklagende Titel *Dummheit der Stunde* gegenüber. Was genau kritisiert er?

Eigentlich wollte ich zuerst meine Essays sammeln, die ich im Laufe der Jahre in Deutschland geschrieben habe. Aber gerade als das Buch in Vorbereitung war, sah ich, wie sich die Welt drastisch verändert hat. Wenn ich das erzähle, verstehen mich alle sofort. Aber alle, auch ich, hatten und haben ziemliche Schwierigkeiten mit der genauen Formulierung, was gerade los war (und ist) und was das für Folgen für unser Leben hatte (und hat). Deshalb habe ich noch einige Texte dazu geschrieben. Ich wollte versuchen, die gewaltigen Änderungen der gesamten politischen und gesellschaftlichen Atmosphäre, die wir heute weltweit beobachten, unter dem Blickwinkel der kulturellen Prozesse in Russland und ihrer Rezeption in Deutschland und vice versa zu betrachten. Ich kritisiere nicht, ich versuche die Verblödung der Welt – auch meine eigene – zu erforschen.

Sie wehren sich gegen die „Politisierung des Alltags“ und „des Smalltalks“. Begegnen Ihnen diese Situationen heute auch noch? Wie gehen Sie damit um?

Ehrlich gesagt bin ich seit Oleg Jurjews Tod nur selten unter Menschen. Aber es reicht, einmal im Monat zufällig einen Pressespiegel zu lesen, um erstaunt zu werden, wie leichtsinnig und inkompetent die meinungsbildenden Medien sind. Vor ein paar Tagen habe ich in der NZZ einen Artikel von Elena Chizhova gelesen, die behauptet, dass Stalin die gleiche Verantwortung für die Millionen Verhungerten während der Belagerung Leningrads durch die deutsche Wehrmacht trage wie Hitler.

Man braucht keine profunden Kenntnisse zu haben, um gleich zu sehen, dass mit diesem Text etwas nicht stimmt. Was soll zum Beispiel diese Behauptung: „Für Stalin war Leningrad ganz offensichtlich nichts anderes als ein Hassobjekt. Der Grund dafür war, so denke ich, das Selbstbewusstsein der Leningrader, ihre Kraft zum eigenständigen Denken – beides galt es zur Stärkung von Stalins gottgleicher Macht mit Stumpf und Stiel auszurotten“? Wie kann ein erwachsener Mensch in vollem Ernst sagen, dass die Bewohner einer Stadt besser gewesen seien und mehr Kraft zum eigenständigen Denken gehabt hätten als die Bewohner aller anderen Städte?

Und wozu die fehlerhaften Angaben, zum Beispiel, „dass zu Blockadezeiten ganze Züge von Rüstungsgütern aus Leningrader Fabriken aufs ‚Festland‘ (wie das nicht okkupierte Gebiet der Sowjetunion bezeichnet wurde) rollten, während Stalin und seine Helfershelfer nicht einmal die minimale, geschweige denn die reguläre Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln organisierten.“ Es gab zu jener Zeit keine solchen Züge. Es hätte sie nicht geben können: Die Stadt war eben *belagert* – was auch einem Zeitungsredakteur hätte einfallen sollen!

Dabei hat dieser Artikel auch gute Passagen, wenn die Autorin über die Geschichte ihrer eigenen Familie im belagerten Leningrad spricht. Nur werden diese Passagen von effektheischenden und unbegründeten Behauptungen begleitet. Wozu? Als stünde das überhaupt noch zur Diskussion, dass Stalin ein Menschenfresser war!

Ich finde, dass es generell gut wäre, wenn jeder aus seiner Sicht sprechen und keine Versuche unternehmen würde, der Welt die Augen auf alle Wahrheit zu öffnen. Übrigens gab es vor einigen Jahren gerade in der NZZ einen Artikel von Oleg Jurjew über literarische Zeugnisse der Belagerung Leningrads, den ich sehr empfehlen kann: https://www.nzz.ch/im_strudel_der_erstarrten_zeit-1.12303355. Er schreibt: „Ich werde hier nicht versuchen, der Welt die Augen auf die Blockade Leningrads zu öffnen. Mein Thema ist bescheidener und aussichtsreicher: die Literatur der Blockade.“

Sind solche Reibungspunkte ein Pulsmesser der Zeit – historische Schaltstellen, die wir, erst einmal freigelegt, genauer untersuchen sollten?

Leider glaube ich nicht, dass es in den geschichtlichen Prozessen und in ihrer Wahrnehmung irgendeine Logik gibt. Wir versuchen sie zu finden, aber alles ist genauso unvorhersehbar und zufällig wie bei zwischenmenschlichen Beziehungen in kleineren Einheiten als den Staaten: in einer Familie, in einem Arbeitskollektiv, in einem Sportverein.

Wie reagiert das Publikum und wie ist es für Sie zu ertragen, dass eigentlich keine Rede mehr über Russland möglich ist, ohne dass sie politisiert wird?

Erstaunlicherweise sind Menschen oft gar nicht so politisiert, wie es manchmal scheint. Menschen sprechen sehr gern über den russischen Salat oder über die Osterfeier in Russland. Es gibt viele, die sich für russische Poesie interessieren. Eigentlich wollen Menschen nicht zurück zu alten Ressentiments, sie werden von Medien in diese Richtung gelenkt, und ich versuche, mit meinen Texten etwas dagegen zu unternehmen. Ich habe oft feststellen können, dass bei einem persönlichen Gespräch viele Missverständnisse geklärt werden können.

Ihr letztes Buch endet mit dem Tagebuch Ihrer Reise auf die Krim. Wie sind Sie damals darauf gekommen, auf die Krim zu fahren?

Das war für Oleg Jurjew und mich eine sehr wichtige Sache. Die Krim wurde von allen Seiten so massiv zu propagandistischen Zwecken genutzt, dass wir gedacht haben, dass die einzige Chance, etwas zu verstehen, wäre, dorthin zu fahren. „Verstehen“ ist zu viel gesagt. Aber sich ein Bild zu verschaffen, wie es dort aussieht, wie Menschen leben, was aus den geliebten Ortschaften geworden ist. Die Krim ist ein Zauberort, nicht umsonst wird er immer wieder zu einem Apfel der Zwietracht.

Das Tagebuch endet mit der Erleichterung, wieder in Frankfurt zu sein. Warum diese Erleichterung?

Nein, das war keine Erleichterung, sondern die ganz natürliche Freude, wieder nach Hause zu kommen.

Was ist Ihnen von der Reise besonders nachhaltig in Erinnerung geblieben?

Menschliche Begegnungen. In Simferopol lebt der wunderbare Dichter Andrej Poljakow, den wir immer geschätzt haben. Persönlich waren wir nicht bekannt gewesen, wir hatten uns nur einmal kurz bei einem Poesiefestival in Moskau gesehen. Nun haben wir einen ganzen Tag in Simferopol zusammen verbracht und viel gesprochen, Andrej hat uns die Stadt gezeigt, er und seine Mutter waren wunderbare Gastgeber. Auch die Begegnung mit Jan Schapiro, einem Übersetzer aus dem Englischen, und die Bekanntschaft mit seiner Familie waren sehr wichtig. Und überhaupt Menschen, auf dem Markt, die Taxifahrer, Tischnachbarn in einem Café. Das öffnet die andere Seite, die mit der Politik nichts zu tun hat, eine Seite, die niemanden zu interessieren scheint, die von Journalisten und Politikern als unwesentlich außer Acht gelassen wird.

Reisen und Schreiben – in welchem Verhältnis stand dabei beides?

Ich habe Tagebuch geführt, weil das eine direkte, unmittelbare Form ist. Ich wollte nicht interpretieren, nicht belehren, mich nicht auf die eine oder die andere Seite stellen, ich wollte nur vermitteln, was ich sah. Ich hoffe, das ist mir einigermaßen gelungen.

Wie würden Sie die heutige Krim bezeichnen? Zankapfel, Provinz, Paradies...?

Ich glaube nicht, dass ein Zankapfel sich als Zankapfel fühlt. Er fühlt sich einfach als Apfel. Provinz? Auch nicht, die Krim ist eine Welt für sich, ist sich selbst ein Zentrum. Am ehesten würde ich Paradies sagen, aber das würde natürlich auch nicht stimmen, nur landschaftlich. Es gibt kein Paradies auf der Erde, was schade ist. Also, glaube ich, ist die Krim einfach die Krim.

Was meinen Sie, ist die Krim eher ein Ort der willkürlichen Kontrolle oder ein Ort außerhalb von Ordnungen?

Das kann man als reisender Flaneur nicht sagen. Die Krim, die wir gesehen haben, war ruhig, entspannt, alle Menschen waren offen – egal, ob sie sich beklagten oder zufrieden gaben. Alles war insgesamt sehr menschlich und weder chaotisch noch von übertriebener Ordnung gekennzeichnet.

Inwiefern waren Sie sich der vielen anderen literarischen Texte mit Bezug zur Krim bewusst, als Sie Ihr Tagebuch verfasst haben? War dies vergleichbar mit dem Intertext, der sich in Bezug auf Ihre Heimatstadt Petersburg formiert hat?

Die Krim ist natürlich ein Ort von ungeheurer kultureller und geschichtlicher Wichtigkeit. Ich war als Kind auf der Krim, bevor mir das bewusst wurde. Dann eröffnete sich mir nach und nach das, was Sie Krim-Text nennen. Und das ist ein sehr reicher Text, zu dem immer neue Elemente dazukommen. Ihr Buch *Sewastopologia* habe ich während der Vorbereitung auf die Reise gelesen. Das war für mich eine neue Seite, Ihre Kindheit auf der Krim und Ihr Blick auf die Krim heute – das ist etwas, was allen fehlt, die diese unmittelbare Erfahrung nicht haben. Auch *Karadag Oktober 13* von Esther Kinsky und Martin Chalmers, ein Reisetagebuch aus dem Jahr 2013, habe ich gelesen. Das ist das Gegenteil zu Ihrem Blick: zwei Blicke von Menschen, für die die Krim etwas absolut Fremdes ist. Meine Position ist irgendwo dazwischen.

Wie wurde Ihr Krimtagebuch vom Publikum aufgefasst?

Erstaunlich offen. Ich war darauf vorbereitet, dass die Leser ihre von der Presse vorgeformten Meinungen haben würden. Aber das war nie der Fall. Bei allen Lesungen waren die Menschen einfach neugierig und offen. Es gab viele, die irgendwann auf der Krim gewesen waren, und sie waren von der Gelegenheit erfreut, sich darüber auszutauschen.

Zum Schluss: Warum über Russland schreiben? Valentin Groebner zufolge treibt die Angst vor dem Schweigen, vielleicht gar vor dem Verschweigen einer identitätsstiftenden Vergangenheit, zum Geschichtenerzählen an. Ich zitiere: „Was im Namen der Identität aufgerufen wird, ist trotz anderslautender Bekundungen deswegen nicht der Stolz auf die eigene Herkunft, sondern die Angst vor Verlust: vor dem Verschwinden einer Geschichte, die es nicht gegeben hat und die deswegen durch ständige Wiederholung immer wieder neu hergestellt werden muss. Es ist die Angst davor, dass diese Repetition aufhört.“¹ Würden sie dem zustimmen?

Nein. Als Motiv nicht. Welche unbewussten Hintergründe wir haben, wissen wir nicht. Aber ich wähle nie das Thema, über das ich schreibe. Ich schreibe darüber, was mich gerade interessiert.

¹ Groebner, Valentin: *Retroland. Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen*, Frankfurt a. M. 2018, S. 117-118.